



**Paul-Philipp Hanske
Christian Werner**

Die Blüten der Stadt

**Ein Wegweiser
durch die urbane
Pflanzenwelt**

Suhrkamp

SV

Auf Verkehrsinseln, in Parks oder am Wegesrand – ständig sind wir umgeben von Pflanzen. Die meisten sehen wir nicht, die anderen kennen wir nicht. Dabei entgeht uns, dass wir auch heute noch immer mitten in der Natur leben. Dieser Wegweiser öffnet den Blick für die urbane Botanik.

Noch vor dem Sehen aber kommt das Riechen: Duftet es nach grünen Mandarinen, befinden wir uns vermutlich im Vorfrühling in der Nähe einer Zaubernuss, bei würzig-nussigem Geruch ist welken- des Ahornlaub nicht fern, und der Duftende Schneeball im Dezember riecht nach Marzipan. Daneben gibt es aber noch viel mehr zu entdecken: von männlichen Amseln, die beim Anblick gelber Krokusfelder zu Berserkern werden, über die unheimliche Vorgeschichte der Haselnuss, Christian Diors Leidenschaft für Maiglöckchen, die Entdeckung der pflanzlichen Sexualität bis zur Frage, wieso die Tomate in der Alten Welt so zaghaft angenommen wurde.

Die Blüten der Stadt wartet auf mit 70 Pflanzenporträts und über 100 Fotografien, in denen die urvertrauten Gewächse in ihrer fremdartigen Schönheit erscheinen. Vor allem befreit uns dieser Wegweiser aus der ewigen »Was blüht denn da?«-Bredouille.

Paul-Philipp Hanske, geboren 1975, schreibt u. a. für *GEO* und das Magazin der *Süddeutschen Zeitung*. Zuletzt erschien von ihm im Suhrkamp Verlag: *Neues von der anderen Seite. Die Wiederentdeckung des Psychedelischen*. Hanske lebt in München.

Christian Werner, geboren 1977, lebt in Berlin und fotografiert für internationale Magazine wie *O32c*, *Numéro* und *Sleek*. Zuletzt erschien von ihm der Bildband *Stilleben BRD*.

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4867
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlagabbildung:
Geißbart, fotografiert von Christian Werner
Art Direction: Alexis Zurflüh
Grafik: Federico Bardelli
Retouching: Martin Bilinovac
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46867-8

INHALT

Was dieses Buch will _____	8	Stiefmütterchen _____	51
JANUAR		Narzisse _____	55
Mistel _____	14	Pappel _____	59
Fichte _____	18	Schneeglöckchen _____	62
Moose _____	22	Netzblatt-Schwertlilie _____	65
FEBRUAR		APRIL	
Zaubernuss _____	26	Magnolie _____	70
Winterling _____	28	Forsythie _____	73
Hasel _____	31	Kirsche _____	77
Gänseblümchen _____	35	Mahonie _____	83
Hyazinthe _____	37	Stinkende Nieswurz _____	86
MÄRZ		Tulpe _____	89
Weide _____	44	Kaiserkrone _____	93
Krokus _____	47	Rhododendron _____	95

MAI

Löwenzahn	100
Birke	107
Waldmeister	111
Berberitze	115
Wurmfarn	117
Deutsches Weidelgras	120
Knoblauchsrauke	124
Flieder	127
Holunder	130
Maiglöckchen	135

JUNI

Mohn	140
Erdbeere	144
Jelängerjelierer	149
Mäusegerste	151

Pfingstrose	155
Linde	157
Sommerjasmin	163
Robinie	167

JULI

Rose	172
Geißbart	176
Dahlie	178
Biotop Wiese	182
Steppenkerze	187
Brennnessel	191
Stechapfel	193

AUGUST

Große Klette	198
Biotop Balkon	200

Waldrebe _____	204
Buchsbaum _____	207
Tomate _____	211
Kornelkirsche _____	213

SEPTEMBER

Jungfernrebe (Wilder Wein) _____	218
Goldrute _____	223
Hopfen _____	225
Kastanie _____	229
Apfel _____	233

OKTOBER

Ahorn _____	238
Vogelbeere _____	242
Eibe _____	247
Hanf _____	249

NOVEMBER

Thuja _____	256
Schneebeere _____	261
Buche _____	263

DEZEMBER

Tanne _____	270
Stechpalme _____	275
Duftender Schneeball _____	277
Pflanzen _____	280
Personen _____	285
Danksagung _____	286
Zitatnachweise _____	287

WAS DIESES BUCH WILL

Natur ist heute sehr fern. Zwar gibt es unzählige Magazine mit »Land« im Titel, das ändert aber nichts daran, dass Lebensmittel zur Unkenntlichkeit verarbeitet sind, Kinder mehr Marken am Logo als Bäume an ihren Blättern erkennen und Stechmücken die einzigen Wildtiere sind, die uns nahe kommen. Viele empfinden diese Naturferne als Zeichen des Niedergangs. Tatsächlich nicht zu leugnen sind die verheerenden ökologischen Auswirkungen unserer Zivilisation. Und doch steht der Mensch, so glauben wir, immer noch in einem existenziellen Verhältnis zur Natur. Er kann gar nicht anders. Das zeigt sich vor allem in seiner Verortung im Jahreskreis. Sobald er vor die Haustüre tritt, kann er wahrnehmen: die noch braune Wiese, aus der die ersten Krokusse brechen, die florale Fülle des Sommers, das nussig riechende Herbstlaub, die atypischen Spätblüher, die uns im Winter überraschen. Wir sind ständig

umgeben von Blumen, Büschen und Bäumen, deren Wachsen und Welken, deren Brunst und Fäulnis uns rund ums Jahr vor die Augen treten und in die Nase steigen. Darum geht es in diesem Buch. Genauer: um die Pflanzen, die in der Stadt wachsen.

Auf den ersten Blick scheint der urbane Raum mit seinem Beton, seinem Lärm und seinem eingehegten Grün das Gegenteil von Natur zu sein. Dabei weisen Städte heute eine viel größere botanische Vielfalt auf als das von agrarischen Monokulturen geprägte Umland. Die Pflanzen, die in diesem Buch vorkommen, sind Allerweltsgewächse. Man muss sie weder auf entlegenen Almwiesen suchen noch mühsam anpflanzen. Man trifft sie zufällig an – in Beeten und am Wegesrand, in Gehölzen und auf Verkehrsinseln. Auch ist es egal, ob die Pflanzen in Mitteleuropa heimisch sind oder eingebürgert, ob sie kultiviert werden oder wild wachsen. Ihre Auswahl konnte

dabei nur radikal subjektiv sein. Wir – ein Autor und ein Fotograf – beschrieben und fotografierten die Gewächse, auf die wir aufmerksam wurden. Die Pflanzen sind kalendarisch angeordnet, sie tauchen zu dem Zeitpunkt des Jahres auf, wenn sie am meisten auffallen. Oft tun sie das durch ihre Blüte, manchmal ist jedoch auch die Frucht spektakulärer, oder es gibt kulturelle Termine wie Feiertage, an denen sie eine Rolle spielen.

Diese Anlässe nutzen wir, um Pflanzen zu portraituren. Auch wenn das Verhältnis des modernen Menschen zur Pflanzenwelt nach wie vor ein profundes ist, so ist es doch meist unbewusst. Man läuft durch eine Wolke schwülen Blütendufts, weiß aber nicht, was da um Aufmerksamkeit buhlt. Dieses Buch will das ändern, indem es die Pflanzen in ihrer manchmal lieblichen, manchmal bizarren Gestalt zeigt – und indem es ihre Geschichten erzählt. Dabei geht es um

botanische Eigenschaften der Pflanzen, um ihre Herkunft, ihre kulturelle Bedeutung, ihre Kultivierung, um ihre Verwendung als Arznei- und Rauschmittel und um den Duft, mit dem sie uns umwehen. Und wenn auffallend oft kulinarische und sexuelle Aspekte anklingen, zeigt sich darin vor allem, wie eng die Pflanzenwelt mit dem verbunden ist, was dem menschlichen Leben zugrunde liegt: der Ernährung und der Sexualität. Vor allem aber geht es uns darum, Pflanzen als das zu zeigen, was sie bei näherem Hinsehen sind: sehr vertraute und zugleich doch unendlich fremde Protagonisten eines Spektakels, in dem sich nicht weniger spiegelt als die ganze Welt.

Paul-Philipp Hanske & Christian Werner

A photograph of a dense forest with green foliage, viewed through a circular opening in a dark, textured surface. The text "01" is centered in the image.

01



Januar

Mistel

Name: *Viscum album*, weiß-beerige Mistel.

Saison: Die Mistel blüht ab Mitte Februar, die Früchte sind ab

Dezember reif. Die Mistel kann so alt werden wie ihr Wirt. Es wurden über 400-jährige Exemplare beschrieben.

Im tiefsten Winter, wenn die Natur kahl und nackt ist, bemerkt man sie am ehesten: die kugelförmigen Gebilde, hoch oben in den Wipfeln von Bäumen. Man könnte sie für Vogelnester halten, aber es sind selbstständige Pflanzen: Misteln. Kaum ein zweites Gewächs ist derart belegt mit mythologischer Bedeutung wie dieser seltsame Halbschmarotzer, der Tannen, Kiefern, vor allem aber Laubholz wie Apfelbaum, Linde, Ahorn, Pappeln, Weiden und Birke befällt. Viele der Mythen, die sich um die Mistel ranken, haben mit dem Tod zu tun: In der *Edda* wird Baldur, der Gott des Lichts und der Gerechtigkeit, von einem Pfeil aus Mistelholz getötet. Daraufhin findet die Sommersonnenwende statt, die Tage werden kürzer, und es geht unweigerlich auf den Winter zu. Auch der goldene Stab, mit dem die griechische Göttin Persephone die Pforten der Unterwelt öffnet, ist aus Mistelholz.

Doch dann steht die Mistel auch für das genaue Gegenteil des Todes: Der Mistelzweig, unter dem man sich in England an Weihnachten küsst oder in Frankreich in der Silvesternacht Wünsche für das neue Jahr austauscht, verweist auf Neuanfang und im weitesten Sinne auf Zeugung. Bei den Kelten galt die Mistel als Fruchtbarkeitssymbol, und immer wieder wird der weiße, klebrige Schleim der Mistelbeere mit Sperma in Verbindung gebracht. Die Thematik – Leben und Tod – mag auch mit der aggressiven Ausbreitung der Mistel zu tun haben; vor allem aber mit ihrer atypischen, aus dem Jahresrhythmus so ganz und gar herausfallenden Anmutung. In scheinbar toten Winterbäumen ist der immergrüne Busch das blühende Leben selbst. Wenn ab Dezember die weißen Beeren reif sind, tummeln sich lautstark Vögel – Misteldrossel, Wacholderdrossel und Mönchsgrasmücke – in den kugeligen Nestern.

»Nichts bei dieser Pflanze ist normal«, urteilte der Pflanzenpathologe Carl von Tubeuf über die Mistel, und das fängt schon bei der Tatsache an, dass diese nicht in der Erde wurzelt, sondern im Holz anderer Bäume. Als Halbschmarotzer betreibt die Mistel selbst Photosynthese, zapft jedoch Wasser und Salze von der Wirtspflanze ab. Um an genügend Nahrung zu gelangen, hat die Mistel eine höhere Transpiration als ihr Wirt – relativ gesehen verbraucht sie mehr Wasser als dieser. Deswegen fühlen sich die dicken, wachsigen Mistelblätter auch immer etwas kühl und feucht an. Die Pflanze schwitzt ständig. Das bekommt man als Spaziergänger freilich nur mit, wenn ein Mistelwirt umgeweht oder, wie nun im Januar, bei Baumpflegearbeiten geschnitten wurde. Ebenso unbemerkt bleibt meist der Duft der winzig kleinen, gelben Blüten, die ab Mitte Februar aufgehen. Die Mistel ist diözisch, zweihäusig. Es gibt weibliche und – etwa ein Viertel der Population – männliche Pflanzen. Die männlichen Blüten verströmen einen intensiven, süßen Duft, der so gar nicht in nördliche Breiten zu passen scheint. Er erinnert an Maracuja und tropischen Überschwang. Gelockt werden damit nicht Bienen, sondern Fliegen.

Die Lieblichkeit des Blütenduftes darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Mistel eine Krankheit für den Wirt ist. So drollig die Büschel in den Wipfeln aussehen, es sind Geschwüre, die an der Vitalität des Baums saugen. Schon die Infektion verläuft brutal. Der Samen in den Mistelbeeren schwimmt in einer zähen, klebrigen Schleimschicht. *Viscum*, der lateinische Name der Mistel, ist auch das Wort für Leim, und der Begriff Viskosität, der die Zähigkeit einer Flüssigkeit beschreibt, ist davon abgeleitet. Entweder der Vogel frisst die Mistelbeere und sein Kot wird dadurch klebrig, oder er wetzt sich den verschleimten Schnabel sauber – in beiden Fällen haftet der Samen mit Schleimresten an der Wirtspflanze. Nun lässt sich die Mistel Zeit. Es wächst ein Keim. Über Monate hinweg ernährt sich dieser aus den Resten der Schleimschicht. Schließlich entwickelt er eine Haftscheibe, die sich unlösbar an die Rinde des Wirts saugt – man darf dabei an den »Facehugger« denken, jenes schreckliche



**In winterlichen Laubbäumen sind
Misteln das einzige Grün.**

Wesen aus dem Film *Alien*, das sich bei Astronauten im Gesicht festkrallt und diese dann zur Eiablage nutzt. Ähnlich verfährt auch die Mistel. Unter der Haftscheibe bildet sich ein »Penetrationskeil«, auch »Primärsenker« genannt. Der arbeitet sich mit einer Mischung aus enzymatischer Lösung und mechanischer Gewalt langsam, aber sicher in das Holz des Wirts vor und verwächst schließlich damit. Das Ganze muss für den Wirt freilich nicht zwangsläufig tödlich enden. Misteln zwacken zwar etwas von dessen Lebenskraft ab – befallene Bäume wachsen langsamer, haben kleinere Früchte und sind anfälliger für Sturmschäden –, aber ein oder zwei Mistelbüsche schaden nicht ernsthaft. Zumal diese auch nur sehr langsam wachsen – nämlich pro Jahr um eine Gabelung an jedem der verzweigten Äste.

In anderer Hinsicht aber war die Mistel tatsächlich ein Todesbringer. Und zwar für Vögel. In früheren Jahrhunderten wurden Singvögel mit klebrigen Leimruten gejagt, die neben einem Käfig ausgelegt wurden, in dem sich ein Lockvogel befand. Für die Leimruten bestrich man Papierstreifen mit dem schleimig klebrigen Sperma der Misteln, dessen Verbreitung die Misteldrosseln fleißig vorantrieben. Die Römer, als Kriegervolk wenig empathisch, hatten dafür nur kalten Spott übrig: »Turdus ipse sibi cacat malum« – »die Drossel kackt sich selbst ihr Verderben«.

- Mistelbeeren schmecken bitter und schleimig. Kulinarisch finden sie nur in dem kroatischen Tresterbrand Biska Verwendung, der aber auch nur in Kroatien getrunken wird.
- In der anthroposophisch informierten Krebstherapie spielen Mistelpräparate eine Rolle, die direkt in das Tumorgewebe injiziert werden und dessen Wachstum hemmen sollen. Die Wirksamkeit ist aber umstritten.
- Misteln können auch andere Misteln befallen. Auf diese Weise gibt es Büsche, die weiblich und männlich sind, jedoch aus zwei Pflanzen bestehen.

Fichte

Name: Picea abies, Europäische Fichte, Familie: Kieferngewächse.

Saison: Als Nadelbäume sind Fichten das ganze Jahr über grün. Geschlagen werden Fichten meist im Winter.

Fichtenwald ist nicht schön. Die in engen Reihen gepflanzten Nadelbäume sind bis auf eine Höhe von drei oder vier Metern dürr. Wirres Totholz versperrt den Weg. Der mit spitzen braunen Nadeln und Reisig bedeckte Boden sieht nie die Sonne – und Regen kommt auch nur durch, wenn es schüttet. Schonungen sind mit grobmaschigem Metallzaun umstellt, um das Jungholz vor Verbiss durch Wild zu schützen. Fichtenwald ist monoton, langweilig und düster – wer sich hier verirrt hat, sehnt sich nach der nächsten Lichtung.

Und verirren geht schnell. Die Fichte ist der Brotbaum der deutschen Waldwirtschaft. Mit einem Viertel des Bestandes ist sie der am häufigsten in deutschen Wäldern vertretene Baum, vor der Kiefer und der Buche. In bestimmten Gebieten, etwa den Höhenlagen Bayerns oder Thüringens, macht sie mehr als die Hälfte des Waldes aus. Im Januar ist im Fichtenwald Holzernte. Man wählt dafür den strengen Winter, zum einen, weil die Bäume dann nicht im Saft stehen und leichter geschnitten werden können. Zum anderen ist zu dieser Zeit die Wahrscheinlichkeit höher, dass der Waldboden gefroren ist. Die tonnenschweren »Harvester« – Waldtraktoren mit integrierter Säge – können sich nun durch den Wald bewegen, ohne allzu sehr einzusinken. Schaden richten sie in jedem Fall an. Waldboden, der einmal von einem Harvester komprimiert wurde, braucht bis zu 30 Jahre, um sich davon wieder zu erholen. Um die Verwüstung zu begrenzen, ist Nutzwald von sogenannten »Rückegassen« durchzogen: schnurgeraden Wegen durch das gleichmäßige Grün.

Die Dominanz der Fichte ist ein relativ junges Phänomen. Wir stellen uns die Wälder vergangener Jahrhunderte gerne als dicht und wild vor, das Gegenteil aber war der Fall. Im ausgehenden Mittelalter herrschte vielerorts eine Holzkrise. Die ursprünglichen Mischwälder, dominiert von langsam wachsenden Bäumen wie Buchen und Eichen, waren abgeholzt, weite Landstriche Europas



waren regelrecht kahl. Die beginnende Industrialisierung mit ihrem enormen Bedarf an Brennmaterial verschärfte die Situation noch weiter. Nun trat die junge Forstwirtschaft auf den Plan. Da die Fichte mit etwa 80 Jahren Umtriebszeit – dem Alter des Baums bei Schlagreife – sehr schnell wächst, und da Fichtenholz leicht, stabil und also ideal nutzbar ist, wurde mit Fichten quasiindustriell aufgeforstet. Ursprünglich in kühlen und feuchten Regionen beheimatet, wie etwa in Skandinavien, expandierte der Nadelbaum nun in weiten Teilen Europas – und wurde erfolgreich nach Nordamerika exportiert. Die großflächige Fichten-Monokultur entstand.

Und damit eine Menge Probleme: Fichten sind Flachwurzler. Bei starkem Sturm oder Orkan – und davon gibt es im Zuge des Klimawandels immer mehr – wird ein reiner Fichtenwald umgeknickt wie eine Reihe Streichhölzer. Fichten sind übermäßig anfällig für Borkenkäferbefall, der vom Wald meist nichts als eine Brache voller kahler Baumskelette übrig lässt. Die Fichte wurde vom Brot- zum Notbaum.

Dabei ist sie, so sie nicht in enger Monokultur gepflanzt ist, ein herrliches Gewächs. Mit ihren bis zu 60 Metern ist die Fichte der höchste einheimische Baum. Wenn sie nicht von ihresgleichen bedrängt wird, zeichnet sie sich durch einen majestätischen,